

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 180.

Freitag, 4. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Deeler.

(Nachdruck verboten.)

I.

Bei Minchen Rothahns Heirat war eine kleine Unregelmäßigkeit vorgekommen.

Das heißt, eigentlich ist es unecht, davon zu sprechen, ohne vorher Minchen Rothahns Lebensgang und die Veranlassung dieser kleinen Unregelmäßigkeit zu beleuchten.

Man beurteilt die Geschehnisse anders, wenn man ihre Ursachen und Beweggründe kennt. Also ist es durchaus notwendig, daß man erst einmal erfährt, was Minchen Rothahn eigentlich für ein Mädchen war.

Kein hübsches. Leider nein. Diese sehr wichtige Eigenschaft für das Äußere eines weiblichen Wesens ging ihr total ab.

Und das war besonders zu beklagen, da Minchen selbst einen außerordentlich lebhaften Schönheitssinn besaß, einen so stark entwickelten und ihr ganzes Denken und Fühlen beherrschenden, daß daraus nicht nur jene eben erwähnte kleine Unregelmäßigkeit entsprang, sondern, weit über diese hinauswachsend, eigentlich ihr ganzes Leben davon gelenkt wurde und — wenn man es so nehmen will — diese ganze Geschichte sich nur auf diesen gewaltigen, heißen Schönheitssinn gründet.

Also Minchen Rothahn war häßlich, direkt häßlich. Ein kleines, rundes Mädchen mit einem roten, runden Gesicht, aus dem eine kleine rote, runde Nase hervorragt. Auch die Augen waren zwar nicht rot, aber doch klein und rund, und nur der Mund machte eine gerade bei ihm nicht erfreuliche Ausnahme, indem er sich groß und breit unter der kleinen, runden Nase hinstreckte.

Das alles zusammen wirkte, wie schon gesagt, nicht gut. Da aber Minchen des reichen Amtmanns Rothahn einziges Töchterlein war, so hatte das vielleicht doch auf ihren Lebensgang nicht so unregelmäßig eingewirkt, wenn dabei nicht eben der fatale, lebhafteste Schönheitssinn gewesen wäre. Mit diesem maßelte und maß sie an all den zahlreichen soliden Freiern, die sich im Laufe der Jahre zu Amtmann Rothahns schönem Rittergut und nebenbei zu Amtmann Rothahns häßlichem Töchterlein meldeten, verächtlich hin und her und teilte jedem mit den kleinen, dicken, roten Händen einen festen, sauber-geflochtenen Korb aus.

Was war das Ende vom Liede? Minchen Rothahn blieb sitzen. Ja wohl, alle Welt prophezeite es, und als Minchen allmählich in die Jahre kam, die einem jungen Mädchen nicht mehr gefallen, schien es, als wenn alle Welt recht behalten sollte, denn die Freier blieben nach und nach aus und Minchens Schönheitssinn durfte sich nicht mehr durch ihre Bewerbungen beleidigt fühlen.

Der Herr Amtmann brummte. Er hätte gern einen Schwiegersohn gehabt, auf den er die Lasten der Gutsbewirtschaftung abwälzen konnte. Denn er war ein gemächlicher Herr, der ziemlich spät geheiratet hatte und nun seine Ruhe haben wollte, nachdem er sich mit Gut und Weib und Kind so lange plagen gemüht. Das Weib war zwar schon früh fortgestorben, das Gut wurde

meistenteils von tüchtigen Inspektoren bewirtschaftet und das Kind ging in stiller Beschaulichkeit und Eigenart seine eigenen Wege, die nie die des Vaters kreuzten. Trotzdem wollte Amtmann Rothahn einen Schwiegersohn haben und grüßte seiner Tochter, die ihm diesen nicht brachte. Aber Minchen hatte Charakter. Da der schöne Mann, von dem ihr Herz heimlich träumte, sich nicht unter den Söhnen der Gutsnachbarn und unter den sonstigen um ihre Hand Werbenden fand, wurde sie lieber eine alte Jungfer, ehe sie von ihrem Ideal abging.

Es war nämlich damals noch die gute, alte Zeit, in der ein Mädchen, das über das 24. Lebensjahr hinaus unverheiratet blieb, klipp und klar eine alte Jungfer genannt wurde, ein hoffnungsloses Geschöpf, ein toter Punkt, eine taube Mauer, nur noch brauchbar als Kinderwärterin bei verheirateten Geschwistern und Freundinnen und als geduldige Pflegerin alter, verdrießlicher Eltern, Großeltern, Tanten und so weiter.

Minchen fand sich darein. Das heißt, sie wurde weder Kinderwärterin noch Krankenpflegerin, sie leistete auch sonst nichts, was man von einer alten Jungfer verlange konnte, sondern benahm sich ganz unbesangen wie ein berechtigtes Lebewesen mit eigenen Neigungen und eigenem Willen. Sie verwaltete die innere Wirtschaft, die ziemlich groß und umfangreich war, und in ihren Ruhestunden strickte sie und las Romane von der Mühlbach, von der Hlgare-Carlén, Übersetzungen aus dem Englischen und Französischen, alles sehr gemütreiche und interessante Sachen, an denen sich ihr Sinn für die Schönheit, für Romantik und Edelmütigkeitsgefühl erheblich stärkte und ihr Herz vollkommen Genüge fand.

So wurde Minchen 32 Jahre.

Kein Mensch, selbst ihr alter Vater nicht, dachte mehr daran, daß ein so altes Mädchen noch ein warmes Herz und einen Sinn für Heirat haben könne, — und gerade da überraschte sie die kleine Unregelmäßigkeit.

Und das kam so.

Der alte Amtmann Rothahn, der ja leider, nach dem Prinzip der Eltern aus der guten alten Zeit, sich niemals um das tiefe Seelenleben und die herrschenden Neigungen seiner Tochter gekümmert hatte, also auch nicht die Stelle kannte, an der diese sterblich war, nahm einen bildhübschen und blutigen Inspektor ins Haus, einen tüchtigen, lebensfrohen, blühenden Jungen, der wie ein eiserner Besen in die Mißstände der etwas verlotterten Wirtschaft fuhr und nebenbei allen Mägden, Kammerfrauen, ja selbst den jungen Wächterstöckern der Umgegend den Kopf verdrehte, mit seinen blauen Hühneraugen, den dunklen Locken, der schlanken, kräftigen Figur und dem lachenden, roten Munde, über den der dunkle Schnurrbart sich wie ein weiches, molliges Näschen dehnte.

Eigentlich war Fritz Niesel nur so eine Art Zweitinspektor, denn mit seinen 23 Jahren konnte man ihm die große Wirtschaft noch nicht anvertrauen, aber der alte Amtmann hatte auch einen Narren an dem festen,

hübschen Burschen gefressen und besaß nebenbei genug Scharfblick, um die tüchtige Arbeitskraft in ihm zu schätzen und ihn sich darum wohlgenut zur Hand zu ziehen. Er hörte gern das lustige Lachen, den frischen Witz des Berliner Jungen, er sah auch gern das schöne, junge Gesicht. Und dann spielte der Fritz famos Sechszundsechzig. Kimperte ein bißchen auf der Gitarre und sang mit der weichen Baritonstimme ab und zu ein sentimentales Liedchen. Wahrhaftig, wenn er auch nicht in die Gesellschaft gehörte, aber im Familienkreis hatte man seine Freude an ihm! Das fand Minchen auch. Sie fand es sehr, trotz ihrer 32 Jahre und ihres ausgesprochenen Altjüngferntums. Da war das Schönheitsideal, auf das ihr Schönheitsförmel immer gewartet hatte. Genau so mußte der Held ihrer Träume aussehen, genau so sollte der Mann sein, den sie mit ihrer Hand beglücken würde. Nur, daß er Zweitinspektor und 23 Jahre alt war, das türnte sich wie ein unübersteigbarer Berg vor ihr auf. Ihr Vater würde sie reif für das Irrenhaus erklären und niemals gutwillig seine Zustimmung geben, das wußte Minchen tödlich sicher und davor fürchtete sie sich, da sie, wie gesagt, noch in der guten, alten Zeit lebte, in der die Eltern große Machtvollkommenheit über ihre Kinder besaßen und kräftig ausübten.

Minchen stridte in diesen Tagen noch emfiger und las bis tief in die Nacht hinein die schönsten, schaurigsten und gemütreichsten Romane und nebenbei sah sie den schönen, jungen Inspektor mit so sprechenden Augen an, daß diesem, der ein sehr gewekter Kopf und ein strebsamer Mensch war, seinerseits die Augen aufgingen und er etwas zu merken begann.

Er sondierte und überlegte und er sah auch den unübersteiglichen Berg, hinter dem das ältliche, häßliche Minchen mit dem Strickzeug und der Erbschaft des Rittergutes saß.

Fritz Niedel seufzte. Aber er wollte sich einen glatten Weg durchs Leben bahnen und dazu muß man erst Berge übersteigen und ein bißchen Alter und Sählichkeit mit in den Kauf nehmen können. Eine gute Wirtschaftlerin war Minchen, eine reiche und nebenbei eine bequeme Frau würde sie auch werden —. Sm, — aber wie sie kriegen?

Bald hatte er heraus, daß nur ein Gewaltstreich helfen konnte, den Berg zu überwinden.

Auf halbem Wege kam ihm das mutige, schönheitsliebende Minchen entgegen und dann gab es eine böse Szene im Amtmannshause, mit Ach und Krach in des Wortes verwegenster Bedeutung, aber das Ziel war erreicht.

Minchen Rothahn hatte ihr Altjüngferntum aufgegeben und wurde sehr schnell Frau Inspektor Niedel.

Der alte Amtmann verbannte das junge glückliche Paar auf ein Vorwerk, die Nachbarschaft schlug die Hände über den Köpfen zusammen, man sprach monatelang von dem Unglaublichen, man schnitt die jungen Leute und empörte sich, und dann kam die große Choleraepidemie und begrub unter ihren Schrecken all die Kleinlichkeiten, mit denen man vorher sein bißchen Leben ausgefüllt hatte.

Der Tod ging über die Felder und zog durch die Wälder, er breitete seine schwarzen, traurigen Flügel über Stadt und Land, er klopfte an alle Türen und brach alle Schlösser. Wie ein reißendes Tier stürzte er sich auf jung und alt und hinter ihm schritten die Tränen und Klagen, der Schmerz und die zitternde, hohlkläugige Sorge.

Der Tod trat auch in das jetzt so einsame Amtmannshaus, in dem der grollende Vater Minchens saß und von seinem Kinde und dessen fröhlichem, festen Gemahl, der so gut Sechszundsechzig spielte und so famose Witz erzählte, nichts mehr wissen wollte. Was sollte der alte, einsame Mann noch in dem weiten, großen Hause?

Drüben auf dem Vorwerk beim jungen Inspektor war der Tod eben schweigend vorübergeschritten, weil dort aus dem Fenster der erste Schrei eines jungen

Menscheins erklang. Nun trat er ins Amtmannshaus und machte dort Platz für den neuen Erdenbürger, der drüben ins Leben getreten war.

Zwar nach Sitte und Herkommen etwas zu früh, aber von der jungen Mutter doch mit Jubel begrüßt, denn der Knirps hatte einen kohlschwarzen Haarschopf auf dem kleinen Schädel und blinzelte aus himmelblauen Augen mißtrauisch in die Welt und das gab seiner Mutter die selige Gewißheit, daß er nicht ihr, sondern seinem Vater glühe. Sie lächelte glücklich zu diesem empor. „Er wird schön und dunkel werden, wie du, Fritz!“

Das wurde er nun leider nicht. Minchen Niedel erlebte an ihrem Erstgeborenen eine große Enttäuschung. Bald nachdem das junge Paar in das Amtmannshaus übergesiedelt war und das große Erbe angetreten hatte, verlor der junge Mann, der nach dem Willen seiner Mutter, das heißt nach dem letzten Roman, den diese gelesen hatte, auf den Namen Eugen getauft war, sein dunkles Haarschöpfchen und die Bläue seiner Augen blähte merklich ab.

Das wollte freilich bei einem so kleinen Kinde nichts sagen, das konnte sich wieder noch ändern. Auch das breite Näschen konnte sich noch zur schönsten Adlernase entwickeln und der große, breite Mund im Wachstum zurückbleiben.

Mutter Minchen blieb guten Mutes. Ihr Liebeskind sollte und mußte dem schönen, blühenden Vater gleichen. Wozu hätte seine Mutter sonst so lange gewartet und dann so schnell geheiratet? Über diese letztere Angelegenheit wuchs das Ehepaar Niedel jetzt, als Besitzer des schönen großen Gutes, zwar langsam, aber sicher hinaus. Es fand in der nächsten Umgebung bald alles neue Nachbarn, die nichts davon wußten, daß Minchen Rothahns Heirat mit einer kleinen Unregelmäßigkeit anfang, und daß ihr Mann eigentlich nicht vom Hause aus für das Leben eines Rittergutsbesizers bestimmt war. Die Neuen nahmen die Dinge, wie sie lagen, denn trotz aller unpassenden Außerlichkeiten war die Ehe des Niedelschen Paares im Innern eine sehr glückliche. Jeder hatte durch den anderen erhalten, wonach er sich gesehnt und beide waren klug genug, damit zufrieden zu sein. Frau Minchen wurde das leichter. Ihr Mann verwirklichte nicht nur ihr Schönheitsideal, sondern war ein sehr tüchtiger Landwirt, der nun, da er im Eigenen wirtschaftete und durch Schaden viel schneller klug wurde als einer, der seine Erfahrungen auf Kosten anderer Leute macht, sich immer mehr entfaltet und es verstand, sich nach jeder Seite hin Stellung zu geben. Vielleicht sprach er nicht immer ganz richtig Deutsch, aber dafür war er ein Berliner, und von denen sagt man, daß der Gebrauch von mir und mich immer ein etwas willkürlicher sei; vielleicht war ferner sein einstiger Schulbesuch kein ganz regelrechter und ausgiebiger gewesen, aber das ersetzte er durch eine gewisse Anpassungsfähigkeit und durch eine sehr hellhörige und hellhörige Lebensflughet; und wenn seine literarischen Kenntnisse vielleicht nicht bis zu den Klassikern reichten, so ersetzte das seine liebe Liebe durch die Fülle ihrer literarischen Kenntnisse, die nach wie vor ein breites Gebiet beherrschten, — das freilich von den Klassikern auch etwas weit entfernt lag.

Im Jahre, da der kleine Eugen geboren und sein Vater Rittergutsbesitzer geworden war, starb in Berlin dessen Mutter und er reiste nach der Vaterstadt, um sie zu begraben und sich nach der Sinterbleibenden, seiner einzigen Schwester, umzusehen. Minchen reiste nicht mit, aus den verschiedensten Gründen nicht. Erstens war man damals noch nicht so reisefreudig wie heutzutage, am wenigsten Minchen, die viel zu viel Pflichtgefühl hatte, um ihre Wirtschaft, ihr Strickzeug, ihre Romane und ihren Jungen aus reiner Abenteuerlust, wie sie das nannte, zu verlassen, und dann war da ein Punkt zwischen ihr und ihrem Fritz, den beide nicht gern berührten. Der gute Fritz wußte weshalb und sein Minchen ahnte es. Mit seiner Familie war nicht viel Staat zu machen. Minchen glaubte, daß Fritz sich

ihrer Einfachheit und Armut halber geniere, und Fritz wußte, daß da noch andere Gründe vorlagen, die genierlicher waren.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Was dem Herzen widerstrebt, läßt der Kopf nicht ein.

Schopenhauer.

Patrouille in Feindesland.

Nicht von Patrouillen, die sich in dunklen Nächten an den Feind heranpirschen, sondern von solchen, die der Landstürmer gegen Schmuggler und Spione an den Grenzen der Clappen und des Gouvernements ausführt, will ich heute kurz erzählen.

Drei Uhr morgens, die Beduhr raffelt. Zwei meiner Kameraden erheben sich von ihren Strohläden, schlüpfen flink in Anzug und Stiefel, um 5 Minuten später fix und fertig sich auf Patrouille zu begeben. Nun will ich meinen Kameraden Maher, von den Schmugglern Petro-Tellarinus (Petrus der Kelleraußer) genannt, selbst berichten lassen.

Vorsichtig klettern wir durch eine schmale Luke und gelangen über eine Stiege hinauf in die unteren Räumlichkeiten. Es ist noch sehr finster, wir müssen darum ab und zu mit unseren Taschenlampen knipsen, um uns nicht an allem möglichen und unmöglichen alten Gerümpel zu stoßen. Wir schieben den schweren Riegel geräuschlos zurück und treten, tief Atem holend, hinaus in die frische Morgenluft. Nachdem wir unsere Axtart schußbereit gemacht, gehen wir durch den Park, am Doppelposten vorüber, rechts abliegend der Grenze zu. Leise rauscht das blühende Roggenfeld, auf weiten Wiesenflächen funteln Tausende und Abertausende Leuchtläfer. In der Ferne rollt ein Wagen. Die Hunde in den Bauernhöfen schlagen an, den Weg des Gespannes uns zeigend. Eobdem wir noch weit vom nächsten Hof weg sind, hat uns doch schon ein scharfes Hundebiest gewittert und erhebt nun ein wütendes Geheul, das weit im Umkreise von seinen Genossen prompt ertönt und weitergegeben wird. Bewegunglos verweilen wir jetzt einige Minuten, um dem Gelläuf ein Ende zu machen. Endlich sind sie still und wir können das Rollen eines Gespannes wieder wahrnehmen. Sehen können wir nichts, wir verlassen uns darum nur auf unser Ohr.

Da wir das Gelände hier genau kennen, mit jeder Straße, jedem Pfade, mit jedem von den Schmugglern durch Busch und Wiesen getretenen Schleichweg vertraut sind, können wir leicht Straße und Richtung, aus der das verdächtige Geräusch kommt, feststellen. Mein Kamerad Heinz, der eine eigentümlichen Stellung seiner Fäße wegen von den Paschern den Beinamen der „krumme Schorsch“ hat, stellte fest, daß sich das Gefährt auf dem . . . weg in der Nähe des Klosters . . . bewegen müsse. Wir halten also drauf los. Durch wisse Wiesen, über Gräben, Kartoffelfelder und Buschweid labnen wir uns einen Weg. Dornen und Brombeergestrüpp streifen Hände und Gesicht, reißten und zerren an unsern Kleidern. Von den Blättern fallende Tautropfen durchnässen uns. Um Schloß und Mündung der Klost zu schützen, halten wir unsere Schußwaffen hoch. Wir treten jetzt heraus aus dem Didicht und lauschen. Schritte sind hörbar, schnell wieder zurück. Auf dem Bauche im nassen Gras liegend, beobachten wir nun die sich nähernden dunklen Gestalten. Jetzt sind sie heran, fix auf und ihnen im Marsch Marsch entgegen.

Donnerndes Galt! Wer da? fast zu gleicher Zeit von beiden Seiten. Allgemeine Heiterkeit hüben und drüben: „Morgen Jongs, habt er utgeschlofen?“ rufen in echtem Kölnischen Platt die „Russen“, von drüben. Drüben, das ist Gouvernementsgebiet und die Russen sind keine echten, sondern echte brave Landsturmkameraden vom Landsturm-bataillon . . . die von uns, weil sie mit russischen Gewehren ausgerüstet sind und bei schlechtem Wetter mit braunen Gummimänteln ausgehen, Russen genannt werden. Wir wiederum werden scherzweise „Die Wacht vom . . . Berg“ genannt, weil unser Wachtlokal sich auf dem besagten Berg befindet. Schnell tauschen wir mit ihnen noch unsere Beobachtungen und erfahren, daß sie das von uns beobachtete

Gefährt eingeholt und angehalten haben. Ein spät von Geshöften heimkehrender Hopfenhändler, dessen Papiere aber in Ordnung waren, hatte unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. „Morgen Jongs“, tönt's noch einmal. Wir trennen uns. Ihre Umrisse werden schwächer und schwächer, jetzt tauchen sie vollständig unter und sind hinter einer steigenden Nebelwand verschwunden. Ihre Tritte verlieren sich in der Ferne, wir sind allein. Auf den Höfen verfolgen die Fährten den neuen jungen Tag. Derchen steigen trillernd empor, um ihr Morgengebet zu verrichten. In unserem nüchternen Regen beginnt sich etwas zu regen. Die Reiger unserer Uhren weisen die sechste Stunde. Wir sind ungefähr noch zwei Stunden von unseren Kaffeetöpfen weg, also kann unser Magen vorläufig nur Geduld fassen und warten, knurrend süßt er sich. Nunmehr ist es hell geworden. Wir können jetzt mit unserm Dienstglas die Gegend weit absuchen. Einen sich müde und altersschwach an eine Buche lehrenden Grenzstein bestiezt mein Kamerad und hält hinter dem Baume bedend Umschau. Ich liege währenddessen zu seinen Füßen im Grabe. Er springt jetzt herab von seinem erhabenen Beobachtungshofen und teilt mir mit, daß auf einem sich durch wogende Kornfelde schlängelnden schmalen Fupsteige eine Person reitet (natürlich nur auf Schusters Kappen). Wir winden uns durch dichte Hopfenpflanzungen und stehen nun am entgegengekehrten Ende des Pfades. Ein Ausweichen war dem Manne unmöglich. Wir packten ihn, wie die Bevölkerung zu sagen pflegt, wenn wir einen Schmuggler festnehmen und nahmen ihn in unsere Mitte. Er war sonder Paß und hatte einen großen und verbetener Zeitungen. Um neugierigen Augen und ausgestellten Spionen, welche die Schmuggler über unsere Bewegungen unterrichten, zu entgehen, machen wir noch einen kleinen Umweg und sind um 9 Uhr zu Hause. Schnell wird Kaffee getrunken, aus dem nassen Zeug heraus und dann in die Kalle. Langgestreckt und gepennt. Ich Glücklicher konnte mich nun der langersehnten Ruhe ungestört hingeben, aber Kamerad Heinz muß sich sofort wieder fertig machen, um den Abtreter deutscher Gesehe und Ordnung nach der einige Kilometer von unserem Posten entfernten Stadt . . . zu bringen. Den Anzug bringt er schnell wieder in Ordnung, die Stiefel glänzt er so gut es gehen will — — So nun ist er fertig, um den getrengen Herrn Kommandanten den Abtreter vorzuführen.

Mit der Kleinbahn fährt er dann wieder zurück, um seine Portion zu fassen „um zu essen“.

Noch viel könnte ich erzählen, von aufregenden Jagden, von List und Lüge der Schmuggler. Doch ich muß jetzt schließen, die Pflucht ruft, das Telephon rasselt und ruft uns auf die . . . Straße, von der ein Transport geschmuggelter Schweine gemeldet wird.

Wir hängen unsere Gewehre um und gehen — — —
(Bens. M.) Kurt Müller.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die mechanischen Dienstboten — ein englischer Traum. Der Mangel an dienstbaren Geistern in England, der in ununterbrochener Zunahme nunmehr bereits alles Dagewesene überschritten hat, veranlaßt die Briten, und namentlich die Hausfrauen, zu sehnächtigen Betrachtungen über eine neue Methode, die diesem unhaltbaren Zustand abzuhelfen vermöchte. Auch die Frauen, die früher dank ihrer finanziellen Stellung über die alltäglichen Sorgen des Haushaltes erhaben waren, werden heute von dem Alp dieses Gespenstes bedrückt. Nun sucht die „Daily Mail“ die hoffnungslose Trauer der männlichen und weiblichen Gemüter zu erhellen, indem sie auf den sog. mechanischen Haushalt, wie er in Amerika üblich ist, hinweist und ihn zur Nachahmung empfiehlt. Alles wird hier auf mechanischem Wege getan, die Arbeit des Kochens und Reinigens besorgt die Elektrizität. Der elektrische Strom bereitet die Speisen, hält die Milch der Kinder warm, heizt die Stuben und reinigt das Haus vom Boden bis zum Keller. Schon das Frühstück am Morgen wird ohne Bemühung der Köchin durch einen elektrischen Heizapparat zubereitet. Ein eigener Eierkocher steht auf dem

Fisch, zu dem eine Anzahl elektrischer Leitungsdrähte führt. Mittag- und Abendbrot werden auf die gleiche Weise hergerichtet. Ebenso gibt es elektrische Apparate, die das Teppichreinigen und Staubwischen auf das gründlichste besorgen. „Auf diese Weise“, ruft die phantastische „Daily Mail“ voll Begeisterung aus, „vermag man Mühe, Sorgen und auch Geld zu sparen. Was aber „drüben“ möglich ist, muß auch in England durchführbar sein. Darum tue jeder schleunigst das Seine, um den Haushalt mechanisch einzurichten. Auf diese Weise ist das Problem des kritischen Dienstbotenmangels am besten und bequemsten aus der Welt geschafft. . . .“ So schön und verlockend dieser mechanisch-nirrischastliche Traum der bekümmerten englischen Hausfrauen auch klingen mag, so unausführbar erscheint er gerade unter den gegenwärtig in England obwaltenden Umständen. Denn erstens haben die englischen Arbeiter mit der Herstellung der notdürftigsten Munition und dringendst gebrauchten Waffen übergenug zu tun, um sich nicht noch mit der Erzeugung von mehr oder weniger komplizierten Koch- und Reinigungsapparaten zu beschäftigen; und zweitens wird man sich in England, wo man aus sehr triftigen Gründen jedes kleinste Quäntchen elektrischen Stromes zu sparen sucht, wohlweislich davor hüten, durch einen so gesteigerten Stromverbrauch die ohnedies schon hohen Elektrizitätskosten noch zu vermehren. Darum läßt auch dieses so wohlgemeinte Traumbild des Londoner Blattes die Dienstbotenfrage ungelöst und die Engländerinnen in ihren häuslichen Sorgen ungetröstet.

Warum Neval niemals fertig werden darf. (Waltische Sage.) Jeden Herbst einmal steigt in finsterner Mitternacht ein kleines graues Männlein aus dem oberen See, geht den Berg hinunter an das Stadttor und fragt den Torwächter: „Ist die Stadt schon fertig oder gibt es dort noch etwas zu bauen?“ In großen Städten pflegt es nun so zu sein, daß die Bauarbeit selten feiert, denn wenn auch keine neuen Gebäude aufgeführt werden, so gibt es doch aller Orten an den alten zu bessern und zu flicken und sonstiges zu tun, so daß kaum eine Zeit eintritt, wo alle Werkleute ruhen. Sollte aber auch einmal alle Arbeit stillstehen, soll man doch das dem Seemannlein nicht verraten. Deshalb ist von Obrigkeit wegen allen Torwächtern strenger Befehl gegeben, auf die Frage des alten grauen Männleins jedesmal zu antworten: „Die Stadt ist noch lange nicht fertig, viele Gebäude sind erst zur Hälfte aufgeführt, und es kann noch manches liebe Jahr währen, bis alle Arbeiten zustande gekommen sind.“ Das fremde alte Männlein schüttelt dann zornig den Kopf, murmelt etwas in den Bart, was der Wächter nicht versteht, dreht sich rasch um und geht zum oberen See zurück, wo sein bleibender Aufenthalt ist. — Sollte ihm auf seine Frage jemals die Antwort gegeben werden, daß es in der fertig gewordenen Stadt nichts mehr zu bauen gebe, so würde Neval zur selben Stunde ein Ende nehmen, weil der obere See mit seiner ganzen Wassermasse vom Raabesberge herab ins Tal stürzen und die Stadt samt allem, was darinnen ist, ersäufen würde. (Die Entstehung dieser Sage erklärt sich durch den Umstand, daß der obere See wirklich bei ungenügender Ableitung oder heftigem Sturme die Niederungen Nevals überschwemmt.)

Unendlich vielseitig und reizvoll wird die neueste Hochsommerkleidung sein. Dabei ist eine Musterung der ganzen Gewebe so modern wie die andere, gleichviel ob man eines der schwarzweißen Streifenmuster in Schleierform, Musselin, in Baumwolle oder Wolle, oder ein buntgeblumtes, hauchfeines Schleiergewebe wählt, das mit Orchandymusterung auf weißem Untergrund so überaus reizvoll wirkt. Trotz Seifenknappheit werden auch wieder recht viel weiße Stoffe getragen, höchstens daß man ihnen durch absteckende farbige Gürtel an den vielen Volants, als Blusengarnitur und Gürtel eine längere Dauer des Gebrauches verleiht. Ganz entzückend sind unter diesen reinweißen Sachen eingestickte Kreuzstichmuster in feinen, sich auf der Rockbahn nach oben verzweigenden, zierlichen Ornamenten, oder in breiter Rockordüre gestickt, die sich in gleicher Weise auch an Blusenverdeckeln oder den mehr oder weniger weiten Blusenärmeln wiederholen. Was die Form der modernen duftigen Sommerkleider betrifft, so ist sie ebenfalls überaus reizvoll. Ganz besonders gern wählt man dabei an gestreiften Stoffen quer gestreifte Menden als Rockbesatz in zwei- bis dreimaliger Wiederholung. Auch Weste, Manschetten, Gürtel und Kragen sind dann in gleicher Weise quer besetzt. Eine

herborragende Rolle als Garnitur der Hochsommer-Gewänder wird auch das seidene Band in allen Breiten spielen. Zarteste Pastelltöne werden sicher dabei kräftigen Farben den Rang ablaufen, die letzteren werden dafür an der Kinderkleidung bevorzugt sein. Nicht selten hier wie dort durch farbige, in Seide oder Wolle ausgeführte Stidereien äußerst wirksam belebt. Praktische Frauen und namentlich unsere Jungmädchenwelt wird an Bandgarnituren zu einem Gewand mehrere gut abgestimmte Schärpengarnituren aus Seidenband wählen, und dazu die flotte Vorstedtschleife, die wieder hochmodern ist, in bald schmaler, langer, leichtgeknüpfter, bald breiter zu flotten Schlupfen geordneter Form wählen; die ihre Kleidsamkeit jederzeit bei den meisten Trägerinnen erweist. Höchste Eleganz wird sich aber dort offenbaren, wo auch die Leise, um den Put gelegte und sich verschlungene Schleife und eine solche ebenfalls am Schirmgriff mit der stets jugendlich wirkenden Schärpengarnitur des Hochsommerkleides harmonisieren. Fraglich ist dagegen, ob die hier und da am wenigsten gerasteten Reihrod wie ein Schmetterling befestigte Seidenbandschleife sich der allgemeinen Gunst unserer Frauenwelt erfreuen wird. Sicher ist jedenfalls, daß sie die holbe lenzfrische Jugend unbedenklich tragen darf, in der Gewisheit, ihren persönlichen Reizen einen nicht unwesentlichen neuen durch dieses zierliche Garniturstück ihres duftigen Sommergewandes beigelegt zu haben.

S. v. St.

Aus der Geschichte des künstlichen Eises Eine interessante Einzelheit zur Vorgeschichte Esthlands, das ebenso wie die übrigen Ostseeprovinzen archäologisch und kulturgeschichtlich trotz der deutschen Vorarbeiten Prof. Schiemanms noch ziemlich Terra incognita ist, bringt Geh.-Rat Prof. Dr. Kluge, der berühmte Freiburger Germanist, in den „Nunten Blättern“. Sie ist jetzt gerade im Hochsommer „aktuell“, denn sie behandelt die Frage nach der ersten Erfindung des künstlichen Eises, die merkwürdigerweise schon vor mehr als einem Jahrtausend in dem damals noch völlig unzivilisierten Esthland gemacht wurde, unbeachtet blieb und schließlich nach langen Jahrhunderten dem erstaunlichen Europa als neuester Import aus dem Orient frisch aufgetischt wurde. Der 901 verstorbenen angelsächsischen Königin Alfrede der Große hat in seiner Übersetzung der Weltgeschichte des ostgriechischen Historikers Orosius einen Bericht eingefügt, den ihm ein geborener Schleswiger und „Seefönig“ namens Wulfstan von seinen Seefahrten an die unbekannten Ostseegestade mitgeteilt hat. Da heißt es: „Bei den Esten gibt es einen Clan, der kann Kälte fabrizieren. Seht man zwei Eimer voll Wasser oder Vier hin, so bringen diese Leute es fertig, daß der eine friert, einerlei, ob es Sommer oder Winter ist.“ Aus dem knappen und nicht gerade übermäßig klaren Bericht hat man, wie Kluge nachweist, den Eindruck, daß es sich um eine Fabrikation künstlich gefrorenen Wassers handelt, deren Einzelheiten nicht bekannt sind und offenbar, wie das mit so vielen Künsten der Vorzeit der Fall war, das Monopol einer einzigen Familie blieb. „Aber an der Glaubhaftigkeit des Berichtes ist kein Zweifel gestattet.“ Die Kulturgeschichte muß freilich die Ergänzung liefern, daß die Beobachtung ohne Folgen für die Technik des Abendlandes blieb, trotzdem die königliche Orosius-Übersetzung in den Klöstern vielfach abgeschrieben wurde. Die Mönche waren auch stets, es sei nur an den großen Roger Bacon, an Albertus Magnus und den schwarzen Berthold erinnert, eifrige Experimentierer, aber hier fehlten ihnen ersichtlich die ausreichenden Grundlagen. Jedenfalls kam die Kunst der Herstellung künstlichen Eises erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus dem Morgenlande zu uns und zwar über Konstantinopel. Hier war sie auch uralt — hatten doch nach Prof. v. Lippmann die Kalifen in Kairo schon im 11. Jahrhundert eine Steuer auf eisgekühlte Getränke gelegt. Für die Geschichte der indirekten Abgaben ist diese wenig bekannte Einzelheit gewiß von Interesse. Ebenso schließlich für die kulnarische Weltgeschichte, daß die erste „Konditorei“, in der es künstlich gefrorene Fruchtstücke (also Fruchtis) und Eisgetränke gab, unter Ludwig XIV. in Paris durch einen gewissen Procop eröffnet wurde. Unsere Feldgrauen würden heute die Entdeckung der alten Esten oder Morgenländer segnen, wenn sie an den Fronten des Stellungskrieges mit künstlichem Eis in der Hochsommerhitze ständig versorgt werden könnten — was durch fahrbare Eismaschinen, ähnlich den Gulaschanonen, vielleicht nicht unmöglich wäre? In Esthland selbst könnte dann dankbar auf das Wohl des alten Clan getrunken werden, der einst in grauer Vorzeit Mel und Wasser zu gefrieren erfind.